

Unterhaltungs-Blatt,

a l s

Beilage zur Preßburger Zeitung Nr. 72.

Donnerstag, den 11. September 1823.

Der Aufstand in Madrid, am 2. Mai 1808.

Von einem Augenzeugen.

Kaum war die Nachricht von der Abdankung Karls IV., von der Gefangennehmung Ferdinands VII. von Bayonne nach Madrid angelangt, als die Ergebenheit, die Ruhe, welche bis jetzt die Spanier an allen Orten gegen die Franzosen gezeigt hatten, in den fürchterlichsten Ingrimm und den schrecklichsten Aufstand übergingen. Der Deutsche, dessen Rechtlichkeit ihn gegen keinen Feind in Mord und Todschlag ein Rettungsmittel suchen läßt, kann sich kaum einen Begriff machen, wie schnell sich die Gemüther der südlichen Völker entzündeten, und wie dann die That dem Gedanken fast auf dem Fuße folgt. Die folgende Mittheilung eines Augenzeugen, eines französischen Offiziers, dessen Memoires*) so eben erschienen sind, liefert indessen davon einen auffallenden Beweis. Die französischen Krieger, gewohnt, ohne alle Rücksicht einzeln zu spazieren oder nach ihrem Bestimmungsorte abzugehen, wurden jetzt

*) Mémoires d'un officier français prisonnier en Espagne, Paris 1823.

hier und da, selbst an den Thoren von Madrid, in dessen Umgegend doch wohl 50,000 französische Truppen lagen, ermordet. Indessen machten diese Fälle doch noch keine ihrer Behörden aufmerksam. Auch das fiel Mürat und seinem Stabe nicht auf, daß die bisherige Höflichkeit in Stolz und Verachtung überging, daß der Haß aus aller Augen leuchtete. Man bemerkte es sogar nicht einmal, daß sich vom 29. April an in Madrid eine Menge Landleute einschlichen, deren wilde Blicke und kräftige Arme die Franzosen das Ärgste fürchten lassen konnten, wenn sie des Mißtrauens fähig gewesen wären. Schon wurden Einzelne auf's empfindlichste beleidigt. Man ging so weit, ihnen in's Gesicht zu spucken. Die Post war, seit der Abreise des Königs, wenn man den Courier von Bayonne erwartete, gleichsam belagert. Am 2. Mai gegen 8 Uhr waren hier wohl 2000 Bauern versammelt. Eine Ordonnaß sollte in den dabei liegenden Palast, die Sonne, wo der Marschall Moncey sein Quartier hatte, eine Depesche bringen; sie wurde das erste Opfer. Man entwaffnete den Soldaten und tödtete ihn mit seinem eignen Säbel. 30 Soldaten, die mit Holz beladen aus einer Straße kamen, wurden sogleich wüthend angefallen und retteten sich nur, indem sie schleunig ihre Bürde wegwarfen und davon eilten. Viele andere Krieger, die ihre Portionen und Rationen aus den Magazinen geholt hatten, wurden wehrlos, und ohne daran zu denken, niedergestochen. Keine spanische Behörde that einen Schritt, diesem Morden zu begegnen. Mürat selbst erfuhr die Anzeigen des Sturmes erst durch einen Adjutanten, den er zur eben abreisenden Königin von Etrurien sandte, um

sie zu becomplimentiren. Er eilte sogleich auf's Stadthaus, um seine Maßregeln zu nehmen. Moncey's Corps lag wohl anderthalb Stunden entfernt. Die Reiterei erhielt sogleich Befehl, einzurücken. Was er von Garden in Madrid hatte mußte sogleich aufmarschiren, die dichten Volksmassen, die mit jedem Augenblick wuchsen, zu zerstreuen. Aber die Gefahr war immer dringender, bis des Mittags auf allen Seiten Scharen von Monceyschen Corps einrückten. Es war die höchste Zeit. Die Dragoner und Kürassiere kamen durch die Porta della Tucha am Prado, wo ein französisches Spital mit 2500 Kranken war. Schon hatte das Niedermeheln der Unglücklichen den Anfang genommen. Was von Krankenwärtern im Spitale war, bot die Hand dazu. Die einrückenden Reiter retteten die Unglücklichen aus der Hand der Tiger. Das Monceysche Fußvolk begann nun in der Stadt das fürchterlichste Gemetzel. Mit Kartätschen ward das wüthende Volk auseinander gejagt. Das Arsenal hatte bloß eine Wache von 60 Mann. Es kam darauf an, den Posten zu sichern. Halb bestand er ohnedies aus spanischen Truppen. Der General Frank eilt mit einem Infanterieregiment dahin. Allein 300 Aufrührer sind früher angekommen und haben ihn weggenommen. Sie haben zwei Kanonen aufgeschahren, den Eingang zu vertheidigen. Der General Frank will stürmen lassen. Der Anführer der Bauern läßt ihn um eine Unterredung ersuchen, die dieser, etwas unvorsichtig, bewilligt. Der Spanier ist keck genug, dem General zu erklären, er sey sein Gefangener. Ein Degenstoß durch den Leib war die Antwort darauf. Das Regiment stürzte sich auf die Stücke, die nur einmal feuern

konnten und dann genommen waren. Die Aufrührer
 büßten mit dem Tode den Tod der beim Angriffe gefalle-
 nen Franzosen! Um drei Uhr kehrte allmählig die Ruhe
 wieder. Nur wer mit Waffen betroffen wurde, ward
 von den wüthenden Patrouillen niedergeschossen. Der Ber-
 fasser war Augenzeuge, wie 200 dies Geschick im Prado
 mit einem Male hatten, und unter denen mancher seyn
 mochte, den nur Neugier und Unvorsichtigkeit hingeführt
 hatte. Ein unglücklicher Familienvater verdankte das Le-
 ben bloß einem Großen, bei dem der französische General
 im Quartier lag, der ihn niederzuschießen befohl. Indese-
 sen mußte er den Tod der Übrigen mit ansehen, und sank
 ohnmächtig darnieder. Acht Tage lang durchzogen unun-
 terbrochen Patrouillen die Straßen. Jeder Spanier, bei
 dem man ein dolchförmig geschliffenes Messer fand, ward
 erschossen. Jeder Spanier in einem Mantel mußte diesen
 vor jedem Franzosen aufmachen. Wo sieben Personen zu-
 sammen standen, sollten sie mit Flintenschüssen auseinander
 gejagt werden. Der erste Befehl kostete manchem Unschul-
 digen das Leben. Der zweite beleidigte den Stolz der
 Spanier auf's Äußerste. Die Menschlichkeit der französi-
 schen Soldaten machte den dritten unausführbar, was aber
 die Spanier aus Furcht auslegten, und wodurch sie nun
 mit jedem Tage fürchterlicher und wilder wurden. Für den
 Augenblick war Madrid wieder bezwungen. Aber es glich
 einem Sieger in Ketten. Sind sie gelöst, so ist seine
 Wuth um so fürchterlicher; und ehe einige Monate ver-
 gingen, sollten dies die Franzosen hier, wie in ganz Spa-
 nien, erfahren!

Der Johannisberger Rheinwein.

Unter den acht deutschen Erzeugnissen, welche überall gerühmt werden, behauptet wohl dieses edle Geschenk, welches man der Natur und dem menschlichen Fleiße in gleichem Grade verdankt, den Rang vor allen übrigen. Die wenigsten seiner Lobredner mögen indeß wissen, wodurch dieser Wein vor so manchem andern seine Vollkommenheit erhält, und daß diese, wie bei vielen wichtigen Entdeckungen, durch Zufall entstanden ist.

Der erste Anblick des im Fürstenthume Fulda gelegenen Johannisberges muß die Überzeugung hervorbringen: daß dieser viel zu klein ist, als daß aller der Wein darauf gewachsen seyn könnte, welcher unter diesem Namen verkauft wird. Aber auch auf dem Berge selbst ist das edle Gewächs von sehr verschiedener Güte; nur an dem Theil der Mittagsseite, wo der sanfte Abhang zunächst an die Klostergebäude gränzt und wo deren blendende weiße Farbe die Sonnenstrahlen auf den Weinstock zurück wirft, wächst der edelste von allen Rheinweinen. Die vorzüglichste Art wird aber von den sogenannten Jungfer-Trauben gekeltert, das heißt: von den Früchten der zum erstenmal tragenden Reben, welche zu diesem Zweck besonders gelesen werden.

Die Trauben auf dem Johannisberge wurden lange zu derselben Zeit zum Keltern eingesammelt, in welcher in allen benachbarten Weingärten die Lese gehalten wird. Da aber der Pater Kellner der Probstei, welche den Johannisberg besaß, vor der jedesmaligen Erndte bei dem Fürst-Bischof von Fulda darüber

schriftlich vorher anfragen mußte, so geschah es einst, daß der Befehl zur Weinlese vierzehn Tage später, als gewöhnlich, einging. Man erwartete eine schlechte Erndte, weil die Trauben an den Stöcken überreif und zusammengeschrunpft, zum Theil auch schon von Fäulniß ergriffen waren. Es wurden nun die verfaulten Beeren, welche bei der Schnelligkeit einer gewöhnlichen Weinlese ohne Umstände mit gelestert werden, sorgfältig abgefondert, und dadurch gewann man einen Wein, wie ihn am Rhein noch Niemand gekostet hatte. Diese Erscheinung wurde der Behörde berichtet, die sich sehr freute, das, was an Menge verloren war, durch die Güte reichlich ersetzt zu finden; und dem zufolge ward der Befehl ertheilt, in der Zukunft immer erst vierzehn Tage später, als bisher gewöhnlich, mit der Weinlese anzufangen.

Sonderbar ist es, daß man nicht früher an dieses Verfahren gedacht hat, da man bei der Bereitung des herrlichen Strohweins längst die Erfahrung gemacht hatte, wie sehr der Wein sich dadurch verbessert, wenn man die Trauben lange nachreifen läßt und die verdorbenen Beeren absondert. Man könnte nun fragen: warum nicht im ganzen Rheingau die Weinlese vierzehn Tage über die gewöhnliche Zeit hinaus gesetzt ist, wenn dadurch der Wein so viel besser wird? Ein vorzügliches Hinderniß scheint wohl in der einmal eingeführten Gewohnheit zu liegen, wie auch bei dem Feldbau so manches Gute unterbleibt, wenn die Acker in Gemeinschaft liegen. Jedes Dorf hält auch meistens für seine sämtlichen Weingärten Wächter auf gemeinschaftliche Kosten, deren Pflicht aufhört, wenn die von der Gemeinde festgesetzte

Erndtezeit vorüber ist. Wollte nun irgend ein verständiger Weinbergbesitzer von dem Hergebrachten abgehen, so müßte er sich noch dem Verdruß aussetzen, daß viele un-
gebetene Gäste, die sich das Recht der Nachlese nicht nehmen lassen, ihm vor der Zeit bei der Erndte helfen würden. So bleibt es beim Alten, und man tröstet sich damit, daß die bisherige Art zwar geringern Wein liefert, aber eine größere Menge, und daß sie auch mit weniger Mühe und Kosten verknüpft ist.

Wahre Anekdote.

Graf H. erschien im Hause seiner Braut, um seinen Morgenbesuch zu machen. Er fragte zwei Dienerinnen, die im Vorsaale beschäftigt waren, nach der Gräfinn Josephine. Das Stubenmädchen berichtete: „Ihre Gnaden sind eben bei der Toilette,“ und Graf H. eilte, sich seines Vorrechts als Verlobter bedienend, hin, seine Braut dort aufzusuchen. Beide Dienerinnen sahen der herrlichen hohen Gestalt nach, bis sie in den innern Zimmern verschwand, und das Stubenmädchen meinte: „Einen solchen schönen Mann gäbe es gar nicht mehr! Wie glücklich ist doch unsere Gräfinn! es ist mir immer, als wenn er ein König wäre!“ setzte sie ganz begeistert hinzu,“ und jeder müßte thun, was er wollte; die andern Herren sehen aus neben ihm, wie seine Diener. Und so klug ist er auch dabei, alle fürchten sich vor ihm.“ „Ja schön ist er!“ erwiederte die andere. „wie der Ritter St. Jörgen an der Kirche, aber ob unsere schöne liebe Gräfinn es recht gut bei ihm haben wird? das ist noch die Frage.“

Josephine saß im reizenden einfach weißen Morgenkleide, und ließ sich die schönen Haare auskämmen, als der Graf eintrat. Zärtlich freundlich reichte sie ihm die zarte Hand, und hieß ihn mit dem Blick der Liebe willkommen. Das Kammermädchen vollendete sorgfältig ihr Geschäft. „Jetzt,“ sagte sie, „können der Herr Graf die

schönen, wunderschönen Haare erst bewundern! indem sie die reiche Fülle der aufgelösten Flechten durch die Fingern den Rücken herabgleiten ließ, daß weit über den Sessel herab die gelockten Enden schwebten. Das schönste, seltenste Lichtkastanienbraun der Haare sowohl, als auch ihre weiche glänzende Fülle, war ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Der Graf tändelte mit den schönen Haaren, zeigte aber einige Ungeduld, und meinte, es würde doch sehr viel Zeit darauf verwendet, und die Mode der Schwedenköpfe (sie war gerade damals im Entstehen) sey sehr, sehr hübsch. Die Gräfinn behauptete das Gegentheil. Er nahm spielend die große Scheere von der Toilette, und scherzte, indem er tändelnd die Haare faßte: „Soll ich?“ Nein, das könnten Sie nicht! sagte Josephine. Ein Druck der Hand, und die schöne reizende Fülle sank schwer hernieder auf den Boden, dicht von dem reisenden Haupte getrennt.

Das Kammermädchen, das vorhin ein Wink Josephinens entfernt hatte, da ihre zarte Liebe in dieser Gegenwart die Ursache der Ungeduld zu sehen glaubte, trat nun bei Josephinens ängstlichem Wehlaut aus der Garderobe dicht neben an in's Zimmer, und fand die Gräfinn in Thränen, das Gesicht bedeckt mit beiden Händen. Der Graf hielt sie umfaßt, zu ihr herabgeneigt. Laut schreiend bemerkte sie, was geschehen war, und rang die Hände. Der Graf riß sich nun rasch auf, und verließ das Zimmer.

„Das vergäbe ich dem Grafen niemals! und wenn ich Gräfinn Josephine wäre, gäbe ich ihm den Abschied; das wird kein zärtlicher Gemahl!“

Und sie hatte recht; die Folge bestätigte dies. Doch Josephine hing mit allen Kräften ihrer Seele an dem Geliebten, und konnte ihn nicht lassen. Ihre Ehe wurde sehr unglücklich durch alle Fehler ihres Gemahls, die aus Egoismus, Herrschsucht, Härte und Hang zu allem Neuen, Außerordentlichen und jeder Weltlust hervorgehen. Er bestätigte die Meinung, daß die schönsten, geistreichsten, ausgezeichnetsten glänzenden Erscheinungen in den zarten liebenden Verhältnissen des Herzens nicht die sind, die glücklich machen; so sehr ihnen die Welt huldigt — in ihrem Hause regieren sie als Tyrannen.